

Wim Beuken / Sean Freyne /  
Anton Weiler

## Die Wahrheit und ihre Opfer

Unser Titel für dieses Heft ist absichtlich paradox formuliert, besonders für das Empfinden von Christen, die mit dem Evangelisten Johannes glauben: «Die Wahrheit wird euch frei machen» (Joh 7,32). Traurigerweise aber sind die Wege der Geschichte übersät mit vielen Opfern, die im Namen der Wahrheit, welche die christliche Kirche zu bezeugen sich berufen fühlt, zu solchen Opfern gemacht wurden. Das Bewußtsein der Christen für diese Geschichte ist in unserem Jahrhundert immer wacher geworden, und zwar nicht nur durch solche Ereignisse wie die Ausrottung der Juden, sondern auch durch das wachsende Bewußtwerden der Ideologie des Patriarchats und der massiven Ausbeutung der Armen, auf die uns sowohl die feministische Theologie als auch die Befreiungstheologie immer wieder aufmerksam machen. Diese Betrachtungsweisen sind der gesamten Arbeit von CONCILIUM nie fern, und auch in diesem Heft suchen wir sie zur Geltung zu bringen, wenn auch vielleicht mehr nebenhin, indem wir uns bewußt halten, daß wir uns auch unseren klassischen heiligen Texten und unserer Geschichte auf eine kritische Weise nähern müssen.

Christen müssen immer in der Gegenwart leben, auch wenn sie sich der Vergangenheit erinnern und sich bemühen, eine Zukunft zu gestalten, die in größerer Übereinstimmung steht mit der Wahrheit von Gottes universaler Sorge für die Menschen und seiner Anteilnahme an unse-

rem Geschick, wie sie uns in Jesus Christus erschlossen ist. Unsere theologische Aufgabe ist es daher, uns der Vergangenheit kritisch zu nähern, ohne zu gestatten, daß daraus eine Ideologie gemacht wird, mit deren Hilfe ein einzelner oder alle diejenigen beherrscht werden können, die sich — auf welche Weise auch immer — in unserer Welt als Opfer empfinden und auf der Suche nach einer wirklich befreienden Wahrheit sind. So gibt es also zwei Horizonte, die wir beständig in einer spannungsvollen Einheit zusammenhalten müssen, nämlich unser eigener Horizont als derer, die als Interpreten auf der Suche nach einer solchen befreienden Wahrheit sind, und sodann der Horizont solcher Texte, die immer aufs neue unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, die aber, wie wir wissen, oft selbst das Produkt von einander widerstrebenden Betrachtungsweisen sind und in denen ihre eigenen verborgenen Ideologien wirksam sind.

Die historisch-kritische Methode hat zusammen mit der wachsenden Hilfe der Gesellschaftswissenschaften beim Studium der Bibel und mit der Betonung der kulturgeschichtlichen Methode bei der Untersuchung der späteren christlichen Theologie eine viel größere Beachtung der äußeren Bedingtheiten unserer Texte zustandegebracht und dazu beigetragen, daß die verborgenen Ideologien, die hinter den unschuldigsten Darstellungen unserer heiligen Vergangenheit lauern, freigelegt werden konnten. Dieser Horizont ist es, den unser Heft hauptsächlich anvisieren möchte, wobei wir uns gleichzeitig bewußt bleiben müssen, daß wir ständig in der Gefahr sind, diese Tatsachen zu unterdrücken oder falsch darzustellen, und daß wir sorgfältig darauf horchen müssen, auf welche Weise die Opfer in unserer eigenen Welt die Vergangenheit lesen und deuten.

Indem wir wissen und anerkennen, daß es nie ein «Goldenes Zeitalter» gegeben hat, in dem es keine Opfer oder Sieger in menschlichen Machtkämpfen gegeben hätte, wollen wir unsere — jüdischen und christlichen — heiligen Texte befragen, wie sie ihre Opfer tatsächlich betrachtet haben, als Adressaten von Gottes universaler liebender Sorge oder als bloße «Verfügungsmasse», die schließlich auf der Schutthalde der Geschichte landet. In unserer Suche nach einer wirklich befreienden Praxis für unsere Welt, in welcher der Dualismus zwischen Siegern und Besiegten überwunden werden könnte, wollen wir die

Doppeldeutigkeit der Vergangenheit ehrlich und kritisch ansprechen und dabei anerkennen, daß diese auf vielerlei und oft verborgene Weisen zu unseren eigenen Schiefheiten und Vorurteilen beitragen, und zwar gerade deswegen, weil wir sie als etwas, was zu unserer authentischen Tradition gehöre, haben gelten lassen.

Die alttestamentlichen Beiträge dieses Heftes prüfen die Art und Weise, wie die biblische Geschichtsschreibung und die Prophetie Israels Pflicht betont haben, mögliche Opfer seines eigenen Triumphes und des Mißbrauchs der Verheißung an David zu beschützen; denn beide — geschichtlicher Erfolg und Verheißung — waren Israel von Gott verliehen worden und nicht seine eigenen Errungenschaften, aufgrund derer es andere hätte beherrschen dürfen.

Die Erinnerung an das Sklavendasein in Ägypten im Buch Exodus und seine Auswirkung auf die Gesetzgebung bezüglich der Behandlung von Sklaven und anderen verletzbaren Gruppen, hat nach Jonathan Magonet die Funktion eines «Antimodells» für die Gesellschaft, die Israel zu schaffen sich anschickte. Auf diese Weise war Israel, so behauptet Magonet, geschützt vor triumphalistischen Empfindungen, die seinen eigenen Interessen gedient hätten.

Es ist wohlbekannt, daß die Heilige Schrift das davidisch-salomonische Königtum als religiös doppeldeutig gewertet hat. Hans-Winfried Jüngling untersucht dieses Phänomen anhand zweier exemplarischer Texte: anhand der skandalösen Geschichte von David und Bathseba (2 Sam 11–12) und anhand der politischen Konfrontation zwischen Jesaja und Ahas (Jes 7). Die Darstellung des tyrannischen Königs, der auch nicht vor Meuchelmord zurückscheut, hat zum Hintergrund die Ideologie des Königtums, nach welcher der König der Garant der Gerechtigkeit und der Fürsorge für den Armen ist (Ps 72). Da das Königtum seinen sakralen Charakter von Gott herleitete, wurde es eben nicht als etwas Absolutes betrachtet in dem Sinn, daß es frei gewesen wäre, die Normen von Glauben und Ethik zu ignorieren, und zwar nicht einmal im Bereich des Politischen.

Israels Verhältnis zu den anderen Völkern ist ein drittes Unterthema. Wie Bernard Renaud aufzeigt, ist die prophetische Bewegung verantwortlich für die Auffassung, daß Israels Geschichte nicht geschrieben werden soll als die Machtgeschichte eines nationalen Gottes, der

sein Volk gegen andere Völker oder Götter beschützt, sondern als die Geschichte eines ethischen Anspruchs, der sich an Israel ebenso wie an die anderen Völker richtet. Diese grundlegende prophetische Auffassung entwickelte sich in drei Phasen: die Aufbrechung des nationalistischen Horizonts (Am 1–2); der Weg der Bekehrung, der auch für die anderen Völker eröffnet wird (Jona); die Berufung der Völker zur Bundesgemeinschaft (Jes 19,16–25).

Die drei neutestamentlichen Beiträge führen diese Befragung der Vergangenheit fort. Wie haben die Christen auf den Status von Opfern reagiert, auf religiösem Gebiet, als sie selbst von der Synagoge zu solchen Opfern gemacht wurden, und dann gegenüber Dissidenten in ihren eigenen Reihen; auf politischem Gebiet schließlich unter Rom?

Das Matthäusevangelium bietet einen interessanten Schallboden für die christlichen Einstellungen zu den Juden, wie Sean Freyne darlegt. In dieser «jüdischsten» der frühchristlichen Schriften hören wir, wie ein christlicher Schriftsteller / Evangelist die Ansprüche seiner eigenen Gemeinschaft auf Kosten anderer jüdischer Gruppen durchzusetzen suchte, und zwar mit Hilfe einer griechisch-römischen und apokalyptischen Tadelrhetorik. Diese Art der Textlesung regt die Frage an: Wie können wir vermeiden, daß unser Anspruch auf Wahrheit zu einer Ideologie verkommen kann, die andere Menschen versklavt?

Der erste Johannesbrief mit seiner von einem erhabenen Gottesbild zeugenden Erklärung «Gott ist Liebe» macht eine über die Wahrheit des Evangeliums tief zerstrittene und gespaltene Gemeinde sichtbar. Hans-Josef Klauck untersucht die Unfähigkeit des Autors, die — in der Geschichte des Christentums so selten zufriedenstellend behandelte — Spannung zu lösen, die Spannung, die darin besteht, daß das Interesse am richtigen Verständnis des Glaubens mit dem Prinzip universaler Liebe verbunden werden muß, ohne daß man dieses Prinzip in eine formlose «Sache der reinen Liebe» auflöst, welche ihren unterscheidend christlichen Inhalt verlieren würde.

Unter allen neutestamentlichen Schriften ist das Buch der Offenbarung mit seinem ungezügelden Symbolismus, dieses Produkt einer aufs höchste schöpferischen Vorstellungskraft, am anfälligsten für ideologischen Mißbrauch. Die Artikel von Adela Yarbro Collins und Christo-

pher Rowland gehen an dieses Buch heran mit den beiden schon angedeuteten Horizonten, dem der Texte und dem der Opfer in unserer eigenen Welt. Der erstere liest das Buch unter dem Gesichtswinkel, wie der Unterdrücker, Rom, gesehen wird, wobei er sorgfältig auf seine negative Symbolisierung achtet; und auf seine Verwendung einer Sprache der Gewalt, wenn es darum geht, dessen Vernichtung vorauszusagen. Die Einstellung des Autors, so wird argumentiert, kann sowohl aus psychologischen wie aus soziologischen Gründen erklärt werden, immer auf dem Hintergrund der bestehenden Spannung zwischen dem Glauben einerseits und der Erfahrung der Unterdrückung andererseits. Die Antwort jedoch — z. B. Bilder der Gewalt statt gewaltsamer Handlungen — ist bestenfalls schwankend und unvollkommen und weckt die Frage, was es denn «den Unterdrückten nützt, selbst Unterdrücker zu werden».

Auf eine Weise, die stark kontrastiert zu dieser sorgfältigen Beachtung der Rhetorik des Textes in bezug auf die Umstände seiner Entstehung, nähert sich Rowland dann dem Buch aus einer radikalen christlichen Sicht von heute. Er sieht in ihm das Lebendighalten eines messianischen Ideals, das die frühe Christenheit vom Judentum geerbt hatte, mit seiner für die Reichen und Mächtigen gefährlichen Erinnerung und seiner Freisetzung von Energien für den sozialen Wandel. So unterscheidet es sich von den anderen frühen literarischen Ausdrucksformen der christlichen Bewegung wie von der Form der Briefe, welche die Konformität mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung betonen und daher nicht dieselbe soziale Dynamik in sich tragen, wie das Buch der Offenbarung sie enthält.

Diese kontrastierenden Weisen der Annäherung an ein und dasselbe Buch können dazu dienen, uns an die Notwendigkeit einer Pluralität von Lese- und Deutungsweisen zu erinnern, wenn wir den unterschiedlichen Horizonten einerseits des Textes und andererseits der modernen Welt voll gerecht werden wollen. Die mehr historisch orientierte Lesung vermeidet jede Idealisierung des Textes, indem sie auf die Doppeldeutigkeiten im Blickwinkel des Autors hinweist, während eine Haltung, die ihren Ort in einer modernen kritischen Glaubenssicht hat, zeigt, wie ein Text mit einer solchen inneren Mehrdeutigkeit und deshalb mit einer ihm innewohnenden Möglichkeit, zur Stütze einer sek-

tiererischen Sicht zu dienen, immer noch eine kritische Funktion ausüben kann, wenn die eigene Einstellung des Interpreten vorgeprägt ist durch die evangelischen Forderungen des Friedens und der Gerechtigkeit.

Im historischen Teil dieses CONCILIUM-Heftes waren von der Redaktion unterschiedliche Beiträge vorgesehen worden. So hatten wir u. a. an die Behandlung der Gnostiker durch die entstehende orthodoxe Kirche gedacht, auch an die Art und Weise, wie die Kirche mit Arius und seinen Anhängern umging. Ebenso an die Behandlung von Protestanten und Dissenters durch die anglikanische Kirche. Der harte Umgang mit den Problemen Orthodoxie und Heterodoxie ist in der Kirchengeschichte nur allzu gut dokumentiert. Umstände halber konnten die hierzu vorgesehenen Beiträge nicht geliefert werden. Was aber doch geboten wird, weist eine interessante Konvergenz auf.

G. Gonnet bespricht die Position von Katharen und Waldensern im Schoß der mittelalterlichen Kirche als Beispiel für den Umgang mit Oppositionellen innerhalb einer Kirchengemeinschaft. Reformeifer, biblischer und geistlicher Radikalismus, gnostische Tendenzen und Volksevangelismus gehen hier zusammen bei dem Entwurf einer neuen Ekklesiologie. Die Notwendigkeit einer Reform der Kirchen von innen heraus schlägt oft unter dem Druck des innerkirchlichen Widerspruchs um in harte Unterdrückung, in diesem Fall durch Inquisition und Kreuzzüge.

Eugène Honée beschreibt, wie die lutherischen Kirchen mit dem Täufern im sechzehnten Jahrhundert abrechneten. Er macht deutlich, daß die kirchliche Haltung gegenüber den Täufern auch zusammenhängt mit ihrer Einstellung gegenüber der Reichsautorität: Muß man Kirche und Christenheit identifizieren oder nicht? Auch wegen dieser Meinungsverschiedenheit entbrannten oft harte Verfolgungen.

Marjorie Reeves legt dar, daß im dreizehnten Jahrhundert die Kernfrage lautete: Wer sind die Heiligen, wer ist der Antichrist? Die Franziskanerspiritualen setzten die Gegner ihrer Sicht mit dem Antichrist gleich, aber die offizielle Kirche trieb ihrerseits die Spiritualen und ihre Anhänger aus der Kirche aus. Feindbilder spielen in dieser Art geistlicher Konfrontationen eine große Rolle. Aber auch die Bibel und die Theologie wurden im Kampf gegen «die anderen» mobili-

siert. Anton Weiler untersucht, wie die Lehre vom heiligen oder gerechten Krieg die theologischen Argumente lieferte, um die «Außenstehenden» im Namen Gottes um Leib und Leben zu bringen. Michael Erbe berichtet, wie im Falle des konkreten Beispiels der Eroberung des Landes der Sachsen durch Karl den Großen Missionierung und politische Unterwerfung Hand in Hand zusammengingen. Die Annahme des Christentums schien den Sachsen anfangs die einzige Möglichkeit zu sein, ihre politische Selbständigkeit zu bewahren. Aber schließlich lief die Missionierung auf Unterwerfung und Unterdrückung hinaus.

Enrique Dussel entlarvt die Rhetorik der traditionellen westlichen Geschichtsschreibung, die von der «Entdeckung» Amerikas spricht, als wenn dieser Kontinent nicht schon lange von Menschen bewohnt gewesen wäre. Der neue Blick der Unterworfenen auf ihr eigenes Los im zwanzigsten Jahrhundert ist bezeichnend für die Neubestimmung der Begriffe einer Geschichtsschreibung, die auf den Spuren Hegels das westliche Christentum mit der Zivilisation gleichsetzte. — Die Geschichte des Christentums und der Kolonisation in Afrika, wie sie von Herman Obeijn beschrieben wird, weist einige frappierende Parallelen zu den Beiträgen von Michael Erbe und Enrique Dussel auf.

In einem abschließenden Aufsatz, der dazu dient, den Horizont heutiger Opfer ausdrücklich sichtbar zu machen, plädiert Ottmar John für eine privilegierte Stellung der Armen, die als

die Opfer der Geschichte offen sind für eine radikale Botschaft der Befreiung als einer Gabe Gottes. Im Wesentlichen ist dies die Botschaft des Evangeliums, dessen Träger unsere Geschichte sein müßte, die aber diese Botschaft oft auf traurige Weise entstellt hat. Nach John beziehen die Armen sich anders auf die Vergangenheit als diejenigen, die aus einer Position gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Herrschaft handeln. Diese beuten die Vergangenheit entweder aus, um damit ihre eigene Macht abzustützen, oder aber sie ignorieren sie als irrelevant in einer modernen Welt, welche die menschlichen Errungenschaften als etwas Selbstgemachtes und von der Geschichte Unabhängiges betont. Diese Rolle als privilegierte Leser und Deuter, die er den Armen zuerkennen möchte, ist nach John keine Mitgift ihrer Lebensbedingungen, sondern kommt ihnen nur dann zu, wenn sie diese ihre Lebensbedingungen als eine Herausforderung begreifen, sich in Glauben, Hoffnung und Liebe den Ursachen ihrer Unterdrückung zu widersetzen.

Indem wir also versuchen, die Wahrheit in Liebe zu leben, während wir uns gleichzeitig die dunkle Kehrseite jeder menschlichen Errungenschaft kritisch bewußt machen, weil es da die anderen gibt, die zumindest die möglichen Opfer sind, können wir hoffentlich einige Tragödien unserer christlichen Geschichte vermeiden, welche dieses Heft von CONCILIUM darzulegen versucht hat.

Aus dem Englischen bzw. Niederländischen übersetzt  
von Dr. Ansgar Ahlbrecht